

„Jede Generation hat ihre eigenen Herausforderungen“

Lore Kranz arbeitet seit 60 Jahren als Medizinische Fachangestellte



Lore Kranz will auch während ihres Ruhestandes noch ein bisschen weiterarbeiten.

Foto: privat Lore Kranz feierte in diesem Jahr ein besonderes Jubiläum: Sie arbeitet seit 60 Jahren als Medizinische Fachangestellte. Im Jahr 1962 im Alter von 17 Jahren eingestiegen, hat sie noch eine völlig andere (Arbeits-)Welt erlebt. Verheirateten Frauen konnte von ihren Männern das Arbeiten verboten werden, Rezepte wurden mit der Hand geschrieben und im Notfall testete man auf Zucker, indem man am Urin leckte. Seitdem hat sich viel geändert. Tätig war Lore Kranz aber immer in der gleichen Praxis. Allerdings in wechselnder Besetzung und Fachrichtung. Gerade unterstützt sie die Kolleginnen noch bei der Abrechnung und dem Schriftverkehr – um weiter gefordert zu werden.

Frau Kranz, 60 Jahre im Job und Sie haben noch Lust weiterzumachen. Was ist der Grund?

Lore Kranz: Immer wenn ich aufhören wollte, war in der Praxis viel zu tun. Zuerst coronabedingt, dann mussten wir wegen

eines Wasserschadens zeitweise umziehen. Es kam immer etwas dazwischen. Da habe ich dann einfach weitergemacht. Ich werde mit Sicherheit noch ein paar Monate arbeiten. Ich möchte einfach gerne noch ein bisschen was tun. Es fordert und fördert mich. Ich merke, wie mein Gehirn beansprucht wird und das tut ihm gut. Und es macht mir wirklich Spaß – es hat mir immer Spaß gemacht.

Was ist heute anders?

Kranz: Es hat sich sowohl im Beruf selbst etwas geändert, aber auch die ganze Umgebung. Die Gesetzgebung war eine andere. Teilweise durften Krankenschwestern früher nicht heiraten. Es war schwierig für sie, außer Patienten jemanden kennenzulernen. Während meiner Arbeit im Krankenhaus war es noch so, dass Frauen aufhörten zu arbeiten, wenn sie heirateten, ein Kind bekamen. Erst 1977 durften Frauen wirklich selbstständig entscheiden, wenn sie arbeiten gehen wollten. Zwar war es zuvor offiziell erlaubt, aber die Ehemänner durften Einspruch erheben, wenn sie der Meinung waren, dass die Frau zu Hause nicht genug mache. Das kommt letztlich einem Verbot gleich.

Wir haben damals dreißig DM Lehrgeld pro Monat verdient. Davon haben viele meiner Kolleginnen noch die Fahrten zur Schule bezahlen müssen. Es gab auch Ärzte, die meinten, dass wir überhaupt nichts bekommen sollten. Wir würden schließlich einen sozialen, einen dienenden Beruf ausüben. Da dürfte man gar kein Geld verlangen. Das habe ich auch erlebt. Das hat sich glücklicherweise geändert.

Manches ist vielleicht auch verloren gegangen. Ich habe den Eindruck, dass man sich früher teilweise mehr mit der Praxis und dem Arbeitsplatz identifiziert hat. Nicht nur in unserem Bereich, sondern auch anderswo. Das „Wir“-Gefühl war stark ausgeprägt.

Mit Hinblick auf die Digitalisierung hat sich auch in Ihrem Beruf in jüngerer Zeit viel getan. Wie wichtig ist es, am Ball zu

bleiben, sich immer wieder mit neuen Themen auseinanderzusetzen?

Kranz: Es geht nicht mehr ohne. Bei der Umstellung zum Digitalen war ich 45 Jahre alt. Die AOK hat damals den Älteren erlaubt, in den Ruhestand zu gehen, weil ihnen die Umstellung nicht zuzumuten war. Ich habe es als Herausforderung gesehen, weil es ja etwas völlig Neues war. Es hat uns aber auch sehr viel Arbeit erspart.

Trotzdem muss ich sagen, dass ich nie hundertprozentig vom Schreiben wegkommen bin. Ich mache mir noch immer Notizen, gebe nicht alles in den Computer ein. Ich mache aber auch nicht die Kassenabrechnungen. Das wäre nicht mehr möglich. Dafür muss man im täglichen Ablauf eingespannt sein. Aktuell mache ich nur noch die Privatabrechnung. Daran hat sich ja so gut wie nichts geändert (lacht).

Allerdings gibt es auch Neuerungen, die sind nicht so leicht umzusetzen. Wie die Praxisgebühr. Zu der Zeit habe ich auch noch voll gearbeitet. Diese Zeit war sehr stressig.

Inwiefern?

Kranz: Eine Zeit lang mussten Patienten zehn Euro Praxisgebühr im Quartal bezahlen, wenn sie in die Praxis kamen. Das Problem war: Es galt nicht für alle Patienten. Jeden Abend musste ich online nachsehen, welche neuen Informationen die Kassenärztliche Vereinigung (KV) veröffentlicht hat. Dort war dann aufgelistet, wer zahlen musste und wer nicht. Das habe ich aufgeschrieben und am nächsten Morgen den Kolleginnen weitergegeben, damit sie Bescheid wussten. Manches wurde aber natürlich übersehen. Es kam deshalb vor, dass die Praxis im Nachhinein nachzahlen musste. Ich glaube, dass das für alle Beteiligten, auch die KV, anstrengend war. Die Umsetzung war für alle jedenfalls enorme Mehrarbeit. Gerade weil es zusätzlich zur sonstigen Arbeit anfiel. Letztendlich bleibt es eben immer am letzten Glied hängen. Das waren eben immer die Arzthelferinnen. Diese Dinge werden von der Politik angeordnet und

hängen bleibt es meistens an den untersten Rängen.

Wie Sie merken, das hat sich wirklich bei mir eingepägt (lacht).

Was sind Ihrer Meinung nach Qualitäten, die zukünftige MFA mitbringen müssten? Menschliche aber auch fachliche?

Kranz: Sie müssten sich bewusst sein, dass es kein normaler Bürojob ist, dass der Umgang mit den Menschen sehr wichtig ist. Der Umgang mit Patienten kann manchmal schwierig sein. Darauf muss man in der Schule vorbereitet werden. Auch muss anerkannt werden, dass Stress da ist, dass MFA viel arbeiten müssen. Auch ist es ein technischer Beruf, darauf muss man sich einstellen und man muss es lernen wollen. Man fährt mehrgleisig. Es kommt immer wieder Neues hinzu. Heute muss man sich laufend fortbilden. Das war früher nicht so. Aber jede Generation hat ihre eigenen Herausforderungen.

Haben sich die Schwerpunkte Ihrer Arbeit denn gewandelt?

Kranz: Die haben sich schon gewandelt. Die Ärzte schaffen es heute nicht mehr, alles alleine zu delegieren. Es muss dauernd jemand da sein, der den Überblick hat und darauf achtet, dass alle entsprechend informiert werden. In der Praxis gibt es allein eine Angestellte, die den Telefondienst macht. Und nicht mal das reicht aus. Die Kolleginnen müssen sich abwechseln und selbst dann landen Anrufe auf dem Anrufbeantworter.

Das Telefon hat bei uns früher überhaupt keine Rolle gespielt. Die meisten Haushalte hatten gar kein Telefon. Es gab auch keine Bestellpraxis. Ohne die geht es heute nicht mehr, da es so viele Untersuchungsmöglichkeiten gibt. Die Räume stehen nicht immer alle zur Verfügung. Die technischen Untersuchungen und die Labortätigkeiten haben zugenommen. Mehr Formulare müssen ausgefüllt werden.

Heute ist es nicht mehr möglich, dass eine MFA in der Praxis alles macht. Zumindest nicht in einer Praxis mit vielen Ärzten, wo viele verschiedene Tätigkeiten anfallen. Also Ultraschall, kleinere Operationen,

EKG, Labor usw. Es ist praktisch unmöglich, dass eine Person alles abdecken kann. Kolleginnen haben Zusatzausbildungen gemacht, damit sie Hausbesuche durchführen können, beispielsweise für die Blutabnahme bei älteren Patienten und Patientinnen. Gerade auf den Dörfern sind Hausbesuche nötig, um die Versorgung der Patienten zu gewährleisten. Es hat sich sehr viel getan. Schon wir sind damals regelmäßig nach Bad Nauheim gefahren. Heute ist das noch ausgeprägter. Ich muss sagen, ich bewundere, was meine Kolleginnen heute alles abdecken.

Was auch mehr geworden ist, sind die wechselnden Verordnungen, ganz besonders in der Coronazeit.

War die Coronazeit in 60 Jahren DIE einschneidende Zeit? Oder gab es noch andere prägende Phasen?

Kranz: Im Großen und Ganzen kann man sagen, in der Coronazeit war manches schon sehr heftig. Da haben die Kolleginnen in der Praxis sowieso schon am Limit gearbeitet. Zusätzlich wurde an zwei bis drei Tagen geimpft. Ich habe die Zeit nur als Mitläuferin mitbekommen. Ich war eher Zuschauerin. Das ständige Tragen der Masken, der Wechsel der Kleidung nach Untersuchungen – das war schon schwierig. Insbesondere der Anfang. Ich erinnere mich noch, als es keine Masken zu kaufen gab, hat eine Kollegin die Handwerkermärkte abgeklappert. Wenn es welche gab, hat sie sie dort gekauft. Meine Kolleginnen standen an vorderster Front. Sie mussten ja in den Kontakt mit Coronainfizierten. Es ist erstaunlich, dass in der Praxis alle so gut davongekommen sind. Abgesehen davon zählt für mich die Einführung der Praxisgebühr zu den einschneidenden Phasen.

Wie betrachten Sie Ihre Zeit als MFA rückblickend?

Kranz: Es war für mich schon eine schöne Zeit. Obwohl ich eigentlich nur Arzthelferin geworden bin, weil mein Chef es gesagt hat und ich keine andere Möglichkeit hatte. Wir hatten ja nichts. Ich hätte nach Frankfurt zum Postscheckamt gehen können. Das haben zwei Klassenkameradin-

nen gemacht. Lehrstellen gab es eigentlich sonst keine für Mädchen. Da war nichts da. Das Postamt hatte Unterbringungsmöglichkeiten. Dort konnte man wohnen. Das wäre die einzige Alternative gewesen.

Sie haben sich aber für die Ausbildung entschieden?

Kranz: Ich habe mich entschieden, dort zu arbeiten. Mein Chef hat mir gesagt, dass ich die Ausbildung machen soll, damit ich etwas in der Hand habe. Er hat mich relativ gut bezahlt, sodass ich mir ein Zimmer nehmen konnte, und gegessen habe ich vor Ort. Das war für mich als Halbwaise aus dem Vogelsberg ideal. Es war jetzt aber nicht mein Wunschberuf, sagen wir es mal so. Wir hatten kaum Möglichkeiten, deswegen haben wir das gemacht, was möglich war. Zur Schule hätte ich ohne meine Halbwaisenrente nicht gehen können. Da ich plötzlich schreiben musste, war es ein großer Vorteil, dass ich dort Latein hatte. Damals wurden einem die Fehler noch nicht automatisch angezeigt. Am Anfang musste ich zehnmal pro Brief in meinen Pschyrembel gucken. Da konnte ich dann auch gleich sehen, was die Bezeichnungen bedeuteten. Der Pschyrembel war am Ende ganz zerblättert, als ich dann endlich so weit war (lacht).

Gibt es etwas, das Sie nachfolgenden MFA Generationen wünschen würden?

Kranz: Anerkennung. Auch wünsche ich mir, dass man vielleicht Ärzte und MFA mit ins Boot holt, bevor man auf politischer Ebene etwas entscheidet. Dass in Gremien auch Arzthelferinnen und Ärzte geholt werden, die man befragt, ob Neuerungen überhaupt umzusetzen sind. Gestern habe ich gehört, dass das E-Rezept kommen soll. Aktuell funktioniert es aber eher noch nicht. Ein bisschen mehr Rücksicht auf die Angestellten und auf die Ärzte nehmen – da fehlt es manchmal. Natürlich meinen es Politiker sehr gut, aber mit der Ausführung ist es doch nicht so einfach.

Interview: Marissa Leister